

DIE FACKEL

Nr 65

WIEN, MITTE JÄNNER 1901

II. JAHR

Die Soldaten sind in Bereitschaft, die Tore der Häuser werden geschlossen, in den Wohnungen wird Proviant vorbereitet wie vor einer Belagerung, die Geschäfte sind verödet, Frauen und Kinder wagen sich nicht auf die Gasse, auf allen Gemütern lastet der Druck einer schweren Sorge ... « Wer würde nicht den Stil des wunderlichen Propheten erkennen, der zornig, wenn sein Volk nicht um das goldene Kalb tanzt, im 'Economisten' die Kurstabellen zerschmettert? Aber niemand ahnt wohl, welchem Anlaß die obenstehenden Worte gelten, dieser temperamentvolle Warnungsruf, dieses rabiate »Schließt die Tore zu!«. So sprach er zu den Kindern Israels am 1. Mai des Jahres 1890; die Arbeiter feierten ihren ersten Festtag. Und sie schlossen alle ihr Tor und vergruben ihr Gold in den Truhen und harrten der Dinge, die da kommen sollten. Aber als sie zehn Jahre geharrt hatten und die angekündigte Revolution nicht kam, rissen sie am 3. Jänner des Jahres 1901 auf ein neues Machtwort Moriz Benedikts die Tore wieder auf, gingen hin und wählten sozialdemokratisch ...

Denn in den zehn Jahren war Ärgeres als die Revolution über sie gekommen: die Reaktion. Die Reaktion bedroht die Effektenbörse, den Wucher, die Kultur, den Terminhandel, die Bildung — und wie sie sonst heißen, die heiligsten Güter der Nation. Und da erkannten sie denn, daß es besser sei, sich mit den Sozialdemokraten zu verbinden, die bloß die Gesellschaftsordnung bedrohen. Umso besser, als sich die Gesellschaftsordnung in der Nähe der Sozialdemokraten sehr wohl fühlt. Die »prinzipielle« Gegnerschaft ist nämlich den Herren, die auf der Ringstraße — mit besonderer Berücksichtigung des Schottenrings — hausen, längst nicht mehr unbequem, und die einzelnen Gauner schlafen und verdauen besser, seit unsere Sozialdemokratie großmütig erklärt hat, die öffentlichen Übelstände seien von dem Grundübel der Gesellschaftsordnung nicht zu trennen, und sich darauf beschränkt, den Besitzstand der Expropriateure bloß durch Einheben von Inseratengebühren für die 'Arbeiter—Zeitung' zu schmälern ... Bei Verwirklichung der sozialdemokratischen Ideen, also »beim Abgang privaten Zahlens und Kreditgebens und bei der direkten Schöpfung des ordentlichen und außerordentlichen Staatseinkommens aus dem Ertrag der Nationalproduktion statt aus dem Privateigentum und Privatanlehen, entfiele endlich« — so schrieb einst ein sozialpolitischer Schriftsteller — »das ganze heutige Bankwesen, jegliche Rubrik des Kurszettels, die Börse und die Korruption, die damit verbunden ist, alle Agiotage, die Bestechung von Presse, Parlament und Verwaltung, die schmachvolle Knechtschaft der Staaten gegen die Geldkönige, die Universalherrschaft der Geldmacht, der Marktbetrug, der betrügerische Bankrott, der Betrieb unproduktiver und destruktiver, also gemeinschädlicher Spekulationen. Für alle diese Erscheinungen wäre kein Raum mehr. Der materielle Wert dieser Reinigung und Vereinfachung des sozialen Zirkulationsprozesses von den jetzigen nahezu tödlichen Entartungen wäre unermesslich, aber doch noch bedeuten-

der wäre ihr sittlicher und politischer Wert.« Der Mann, der diese Worte schrieb, war Herr Schäffle. Er ist diesen Ideen oder dem Wohlwollen für diese Ideen später bekanntlich abtrünnig geworden. Und die Partei, die sie verwirklichen wollte, nicht minder. Wenigstens in Österreich. Wie hätte es sonst geschehen können, daß in der »City« von Wien am 3. Jänner des Jahres 1901 ein langer Zug von Bankdieben, liberalen Preßleuten, Geldprotzen, Marktetrügern, Bankrotteuren, Wucherern, Faiseuren, Spekulanten und Ausbeutern aller Art zur Wahlurne sich bewegte, um für einen Sozialdemokraten zu stimmen?

Ich vergesse: es ging gegen den gemeinsamen Feind. Aber gibt es einen Feind, den Proletarier und Ausbeuter gemeinsam haben könnten? Die 'Arbeiter—Zeitung' mag sich winden und krümmen, wie sie will, sie mag, der Schmach bewußt, dem liberalen Gelichter, das ihren Leuten in der V. Kurie zum Siege half, einen Tag später ins Gesicht spucken — ihre Partei bezieht doch wenigstens das eine große Losungswort aus der Fichtegasse. Es lautet: Die Kultur ist in Gefahr. Aber in Wahrheit ist bloß die Korruption in Gefahr, und der Schreckensruf verrät dem feinen Gehör nur das Bestreben der Geldmächte, die Aufmerksamkeit des Volkes von dem Fischzug, den sie gerade planen, abzulenken. Im Trüben zu fischen, dünkt ihnen zu gefährlich; darum lassen sie es *schwarz* sein, wenn sie auf Beute ausgehen. Der aufgestellte Popanz der »klerikalen Reaktion« tut seine Wirkung. Welches freiheitliche Gemüt hätte vor der Wahl, sich die »Bildung« oder die Geldbörse rauben zu lassen, auch nur einen Augenblick gezögert?

Aber wenn wir die christlichsoziale Tätigkeit überblicken, will es uns scheinen, daß die Angst, die Bildung und Besitz vor ihr empfanden, in jedem Betrachte überflüssig war. Nicht um die »Kultur« haben sie zittern müssen, aber leider auch nicht um die Korruption. Der Kultur hat bloß Herr Bielohlawek — von dem mir einst mehrere Sozialdemokraten versicherten, sie wären froh, wenn sie einen so tüchtigen Agitator in ihren Reihen hätten, und dem vor drei Jahren noch ein Herr, der heute in der Redaktion der 'Arbeiter—Zeitung' sitzt, eine gründliche »Rettung« bereitete — an den Leib rücken wollen. Er sprach sich im Parlament gegen das überflüssige Lesen der Werke von nationalökonomischen Abschreibern aus und ward seither in der liberalen und sozialdemokratischen Presse bald als Ausbund menschlicher Verkommenheit, bald als »dummer August« hingestellt. Sein Mißerfolg in der V. Kurie wird erlösend wirken: uns von dem blödsinnigen und durch fünf Jahre unaufhörlich fortgesetzten Geschimpfe erlösend, mit dem eine verlogene Taktik immer den einen Menschen als den Urquell alles Bösen hinstellte. Herr Bielohlawek, der der 'Arbeiter—Zeitung' und dem Frischauer'schen 'Tagblatt' eine wirkliche Popularität dankt, zieht dennoch nicht ins neue Parlament ein; die Kultur hat nichts zu befürchten. Und nun zur Frage, ob sich nicht auch die Korruption, die mit der Kultur ein Wahlbündnis eingegangen war, am Ende unnütze Sorgen gemacht hat. Ich glaube, man kann die Frage ehrlich bejahen. Der Jubel, den der Wiener Erfolg der Sozialdemokraten bei sämtlichen Jobbern erweckte, läßt wohl vermuten, daß diese in den Christlichsozialen einen ernstesten Gegner fürchteten und fürchten. Aber die Schlappe der Christlichsozialen beweist, daß ihre Anhänger ihnen eine ernste Gegnerschaft gegen die Jobber nicht mehr recht zutrauen.

Mißtrauen gegen die Börse gesät zu haben, ist ein unbestreitbares Verdienst der christlichsozialen Partei. Und wenn die Börse am Abend des 3. Jänner beinahe illuminiert hätte, so beweist dies immerhin, daß sie sich der Wirkung geweckten Mißtrauens bewußt ist. Aber sie konnte sich während der ganzen Zeit, da die Christlichsozialen in Wien herrschten, bei dem Gedanken

beruhigen, daß sie bloß ihre Worte, nicht ihre Taten zu fürchten hatte. Es gab Tage der Muße, an denen die Herren, die den Giftbaum am Schottenring zu schütteln gelobt hatten, es vorzogen, sich's in seinem Schatten bequem zu machen. Sie ließen ihre Zeitungen hinter bestimmte Namen ein höhnisches Ausrufungszeichen setzen und beruhigten damit ihr antisemitisches Gewissen. Und selbst darin waren sie nicht konsequent; denn hinter den Namen der Taussig, Bauer, Hahn, Rechnitzer, Mauthner und sonstiger Repräsentanten des jüdischen Großkapitals fehlte sogar das Ausrufungszeichen. Der wirtschaftliche Kampf mußte kleinen Plänkeleien mit der Rasse weichen; die Partei hatte einen modus vivendi mit den Mächten der Börse gefunden.

Das Sündenregister der Partei ist nicht unbeträchtlich. Solide Gründungen auf finanziellem und journalistischem Gebiet wären das wirksame Gegenmittel gegen die sozialen Gifte gewesen; an seine praktische Anwendung hätte alle politische Macht gesetzt werden sollen. Aber Herr Lueger, der Mann mit reinen Händen, hat oft genug Dinge sehen müssen, deren Möglichkeit er bei Antritt seiner Führerschaft nicht geahnt hatte. Die Achtung vor der Integrität und die Achtung vor der Intelligenz in der eigenen Partei war fast stets zu vermissen; zwischen Ritualmord und der Lösung der Gasfrage vermittelt die Person Ernst Schneiders einen traurigen Zusammenhang. Statt Konnivenz gegen unsinnige und engherzige Wünsche gewisser Wählerkreise zu üben, hätte man das gute Verhältnis zu den Lehrern um jeden Preis aufrecht erhalten, Protektionswirtschaft unbedingt fernhalten müssen. Heute dürfen sich die Liberalen, diese schamlosesten Drangsalierer der Lehrerschaft, als deren Beschützer aufspielen, und die gegenwärtige Not treibt die von der christlichsozialen Partei Beleidigten in das liberale Lager. Man denkt nicht mehr an die Zeit, da Lehrer wegen Beleidigung eines Noske gemäßregelt wurden, vergißt die verächtlichen Worte, die Dittes, den sie heute als einen der ihren ausgeben möchte, zur Charakteristik der 'Neuen Freien Presse' gebraucht hat, Verfehlt war auch — trotz der unleugbaren Cliquenwirtschaft, die auf diesem Gebiete herrscht — die Art des Kampfes gegen Volksbildung und Wissenschaft, die den Liberalen den billigsten Vorwand schuf, sich dem Volke als Hüter der Bildung zu offerieren. Es war vollends verfehlt, die Juden im akademischen Berufe zu zählen, statt zu wägen. Gewogen hat sie die 'Fackel' und unter den Christen einige der schwersten entdeckt. Oft genug hat es sich gezeigt, daß die Lueger, Liechtenstein und Pattai über die Verganis und Gregorigs keine Macht hatten. Wäre es sonst erhört, daß die christlichsoziale Presse flüchtige und unvollständige Berichte über die Terminhandels—Enquete brachte, weil sie allen Raum für den Hülsner—Prozeß und den Nachweis, daß die Juden Ritualmörder sind, benötigte? Allerdings: Ein Antisemitismus, der mit dem aberwitzigen Glauben an einen Ritualmord sein geistiges Auskommen findet, kann nie und nimmer zu der Erkenntnis führen, daß der Ritualraub gefährlicher und der Bekämpfung würdiger sei.

Beim Wiedereintritt in die praktische Politik wird die Partei ihre Sünden und Versäumnisse erkennen und der heute schon unerträglichen Zuversicht der liberalen Ochlokratie den Vorwand nehmen müssen. Gewiß, den Christlichsozialen, die vor Antritt ihrer Herrschaft die Pflicht wirtschaftlicher Reformen begriffen, ist es gelungen, da und dort die korrupte Gemütlichkeit zu stören; aber so manche Häuptlinge der Partei haben allzu rasch der Abschreckungstheorie eine Praxis folgen lassen, die den fortwirkenden Mächten der Börse kein Grauen, sondern Vertrauen einflößte. Trotz allem liberalen Geplärr kann man behaupten, daß Herr Lueger, wenn er auch leider nicht der »Befreier Wiens« geworden, doch die Lage keines einzigen Handwerks »verschlechtert« hat. Nicht einmal jenes Handwerks, dessen Lage zu verschlech-

tern seine heilige Parteipflicht gewesen wäre, des Handwerks der Börsenausbeuter, dessen goldenen Boden abzugraben er geschworen hatte. Und wenn Herr Benedikt am 13. Jänner zur Privilegiertenwahl mit den Worten ruft: »*Wo ist eine Familie, welche die ökonomische Bedrängnis nicht fühlt!*«, so hat er wohl den Ruhm, wieder einmal einen jener Sätze ausgesprochen zu haben, die mit ihrem pudelnärrischen Pathos die Runde um die Welt machen. Selbst die Verehrer des Economisten halten sich die Seiten vor Lachen. Und sie sind in der Lage, Herrn Benedikt alle jene Familien zu nennen, in denen es trotz Lueger noch keine »ökonomische Bedrängnis« gibt. Bei Taussigs, Mauthners, Zierers, Gutmanns und Schwitzers — fünf Familien von Tausenden — herrscht keine Not, und sie gehören doch vor allen zu der Bevölkerung, von der Herr Benedikt klagt, sie sei »gezwungen, sich schlechter zu nähren als früher«. Da Herr Benedikt der Interessenvertreter dieser Familien ist, so kann ich mir nicht gut denken, daß er jenen andern Teil der Bevölkerung, gemeint hat, der, von einem wirklichen Drucke getrieben, vor den goldenen Gitterstäben des Gettos steht und begehrlieh hineinsieht. Das ist es ja eben, was man dem christlichsozialen Regiment zum Vorwurf machen muß: In den Familien, um die Herr Benedikt besorgt ist, will sich noch immer nicht die Spur von einer ökonomischen Bedrängnis zeigen ...

Die Anschuldigungen, die die »Vereinigten fortschrittlichen Parteien« gegen den Führer des Wiener Volkes — daß ihn dies Volk, Herrn Benedikt vorgezogen hat, ist ein Verhängnis — seit Jahr und Tag erheben, sind zumeist von so aberwitziger Parteiverlogenheit diktiert, daß es wirklich selbst dem ernstesten Tadler der christlichsozialen Praxis schwer fällt, seine Objektivität zu bewahren. Unerhört ist im Munde der freisinnigen Lumpen der Vorwurf des Schranzentums gegen einen Mann, der als Einziger eine Spur von echtem Widerstand gegen den Militarismus (Votum der Christlichsozialen gegen das Landsturmgesetz; Duellfrage) gezeigt, als Erster seit 50 Jahren — und mögen ihre positiven Erfolge noch so zweifelhaft sein — eine wirkliche Volksbewegung entfesselt hat. Was Herrn Lueger fehlt und was man ihm wünschen möchte, ist mehr Kampfesfreude und Mut gegen den Wurm im eigenen Lager, mehr Energie gegen Börse und Presse. Die verbissene Wut, mit der um jeden Preis und bei jeder Gelegenheit ein »Niedergang Wiens«, ein »Nachlassen des Fremdenverkehrs« festgestellt werden muß, die Frechheit mit der vor dem Auslande das »aufblühende Budapest« als ein Dorado des Fortschritts gegenüber der österreichischen Hauptstadt angepriesen wird, sie hatten glücklicherweise bisher nur die eine Wirkung: die Fremden ließen sich von dem Besuche Wiens nicht abhalten, fragten neugierig, wann und wo denn hier die durch die liberalen Leitartikel berühmten Judenverfolgungen stattfänden, und kehrten mit der Überzeugung zurück, daß die 'Neue Freie Presse' ein über die Langmut der Wiener Bevölkerung schlecht informiertes Blatt sei. Wie groß muß diese sein, wenn das Blatt es sogar wagen durfte, in zwei mit äußerster Perfidie geschriebenen »Stimmungsbildern« die Teilnehmer am Neujahrsgottesdienst in der Stephanskirche als eine Horde trunkener Exzedenten hinzustellen, denen die Versammlung zur Andacht bloß Gelegenheit zu allerlei wüstem Silvesterulk sei.

Den Trumpf freilich glauben die Herren auszuspielen, wenn sie mit dem echten »Klerikalismus« angerückt kommen. Und mit diesem Knalleffekt hoffen sie, wenn alle Stricke reißen, auf eine Bevölkerung einzuwirken, die zu 90 Prozent aus Katholiken besteht. »Die tote Hand« wird rechtzeitig an die Wand gemalt, wenn das Volk nahe daran ist, endlich die sehr lebendige Hand in seinen Taschen zu spüren ... Und auf diesen manchesterliberalen Zauberspuk fallen Männer hinein, die sich die Aufgabe gestellt haben, die wirtschaftlichen

Interessen der Proletarier zu vertreten. In Wels, wo die Konservativen nie fest gewurzelt haben, ist Herr Ebenhoch jetzt geschlagen worden. An seiner statt wurde ein nationaler Antisemit gewählt. Herr Benedikt jubelt; die Welser Bauern haben das »klerikale Joch abgeschüttelt«. Herr Dr. Mittler drückt ihnen telegraphisch seine Genugtuung aus, und Herr Benedikt ruft ihnen — im Leitartikel vom 12. Januar — zu: »Recht habt ihr gehabt, einen Feind des deutschen Volks habt ihr gerichtet, für Bildung und Freiheit habt ihr gekämpft!« Eindringlicher wirkt dieser Zuruf aus der gleichgestimmten Brust eines Deutschen, wenn man statt des Wörtchens »habt« sich überall »habts« denkt. Den Wiener Christlichsozialen aber flucht er also: »Volkstümlich versprochen sie zu bleiben und sind Schranzen geworden ... die Nahrung haben sie ihm (dem Volk) genommen. Die Freiheit haben sie verhöhnt, die Nationalität haben sie preisgegeben, die Religion haben sie mißbraucht. Bildung und Nächstenliebe haben sie geschmäht.« Und schließlich zur Krönung des Ganzen der einzig schöne, nicht nur aus deutschem Empfinden, sondern auch aus den Tiefen der deutschen Sprache geschöpfte Satz: »Volkstümlich wollten sie sein, und Protzen sind sie geworden, hochmütig, dünkelfhaft, diese Glückspilze, denen der Erfolg zu Kopf gestiegen ist.« Herr Benedikt aber gibt nicht nach: »Rein wollten sie sein ... Ehrlich wollten sie sein ... Freunde des kleinen Manns wollten sie sein ... —: Reif sind sie zum Falle.« Und nach diesem bittersten Fluche in fortwährender, bohrender Wiederholung die Klage: »Fünfhundert Wähler sind nachträglich geschaffen worden ... Fünfhundert Wähler wurden in die Listen eingezeichnet. ... In letzter Stunde sind die Freisinnigen durch Einzeichnung von fünfhundert Wählern überrumpelt worden ... Fünfhundert Stimmen sind nachträglich auf dem Wege der Reklamation in das Verzeichnis aufgenommen worden ... Diese fünfhundert Stimmen werden für die Freisinnigen werben!« Und als die Wahlschlacht endlich geschlagen war und die Liberalen triumphierten, weil sie nicht geprügelt wurden, legt er von Neuem los und verkündet schreiend: »*Gebrüstet* haben sie sich, daß sie berufen seien, die Ordnung in ganz Österreich herzustellen!« In diesem Ton ging's durch vierzehn Tage, und alles wurde im Namen des »Deutschtums« vorgebracht. Ob sich wohl die Welser Bauern, wenn man sie vor die Wahl zwischen dem Vertreter eines solchen Jargons und Herrn Ebenhoch stellte, lange besinnen würden? Indes: die antisemitische Journalistik zeigt sich assimilationsfähig, und es ist possierlich zu beobachten, wie am Tage nach der Wahl vom 14. Jänner die 'Deutsche Zeitung' in dasselbe Jubelgeheul ausbricht wie Herr Benedikt und im gleichen Tonfall also zu sprechen anhebt: »Rache sollte genommen werden an den Antisemiten ...«

Es war eine Zeit des Ekels, und die unentwegtesten Anhänger des Parlamentarismus mochten es bedauern, so viel Kräfte an seine lärmenden Vorbereitungen verschwendet zu sehen. Das Gebrüll von hüben und drüben, die fast ans Amerikanische streifenden gegenseitigen Beschuldigungen des Wahlbetrugs und aller erdenklichen Verbrechen, die 'Arbeiter—Zeitung', die den Minister Wittek beschimpft, weil er nicht Herrn Noske gewählt hat, und die »Fortschrittlichen«, die mit Unger protzen, weil er als Präsident des Reichsgerichts die Österreichische Sozialdemokratie für einen so verlässlichen Hort der bestehenden Ordnung hält, daß er seine Stimme Herrn Dr. Ellenbogen geben konnte; die 'Neue Freie Presse', die einen »liberalen« Feldmarschall—Leutnant ins Vordertreffen der Wahlschlacht schickt und von »jüngeren Mitgliedern des Hochadels« träumt, die liberal stimmten, — sie denkt wohl an die von Borkenau, auf Wellenstein und ähnliche Junker — und stolz auf die Fia-kerkutscher hinweist, die diese Herrschaften zum Wahllokal »führten« und zum erstenmal nach Jahren — aus ist's mit der Reaktion — gegen ein gutes

Trinkgeld mannhaft die Annahme der freisinnigen Abzeichen »nicht verweigerten«; und endlich wieder die 'Arbeiter—Zeitung', die Herrn Hugo v. Hofmannsthal beflagelt, weil ihr Sendling ihn zu Hause, beim — man denke nur — Speisen antrifft, während der Dichter der überfeinerten Stimmungen längst sozialdemokratisch gewählt haben sollte: In manchem mochte wohl die Ahnung aufgedämmert sein, daß der Terrorismus einer Partei sich zur schlimmeren, für die Freiheit bedrohlicheren Gefahr entwickeln könnte als alle Polizeiwillkür ... Und wer sich noch ein Restchen Gefühls für das, was sie jetzt in den Versammlungen »Kultur« nennen, bewahrt hatte, der blieb zu Hause, verschloß sich die Ohren vor dem garstigen, dem politischen Liede, das so disharmonisch von der Straße herauf klang, und wählte — nicht.

Ewige Probleme, des Schweißes und der Lungenkraft der Edlen wert, sind verhandelt worden. Vor allem galt es, endlich die Frage zu lösen, ob der Volksgenius sich mehr einem Manne wie Schuhmeier oder einem Manne wie Bielohlawek verwandt fühle. Daß der Volksgenius von den Vertretern der Börsenjobber nichts mehr wissen will, dünkt mich das einzige wertvolle Ergebnis der bestandenen Prüfung. Kultur und Gesittung sind höchstens durch den Kampf um diese Güter bedroht, durch die Rohheit und Pöbelhaftigkeit, mit der dieser Kampf wie zum Hohn auf seine Absicht hierzulande geführt wird. Nicht daß Herr Bielohlawek gegen die Bildung protestiert, läßt ihn als eine Volksgefahr erscheinen, wohl aber daß er in seiner 'Christlichen Volkspresse' — hoffentlich arglos — eine regelrechte Börsenrubrik etabliert hat. Die Christlichsozialen mögen sich vorsehen, daß nicht dem Jubel aller Korrupten über den Ausgang der Wahl seine Berechtigung für die Zukunft werde. Es gilt mancherlei zu eliminieren und mancherlei nachzuholen. Eine strenge Aktiengesetzgebung, Abschaffung des Terminwuchers und unzählige andere wirtschaftliche Aufgaben harren der Erledigung. Die Partei wird nicht mehr ihr politisches Schwergewicht auf die Beseitigung jüdischer Auskultanten verlegen und die Taussigs in Österreich weiterwirtschaften lassen dürfen. Unsere Sozialdemokratie, die man längst gewöhnt ist als einen »Verein zur Abwehr des Antisemitismus« zu betrachten, und die nicht nur die Privilegierten bei der Wahl begünstigt, sondern bereits auch eigene Vertreter in die Privilegiertenkurie entsendet, hat sich ihrer Gefährlichkeit freiwillig begeben. Es ist eine für ihre Entwicklung bedeutsame Tatsache, daß sich am Abend nach ihrem Wahlsiege sämtliche Börsengauner, über die Wien zur Zeit verfügt, beglückwünscht haben. Freilich hat die 'Arbeiter— Zeitung' schon am Tage nach der Wahl erfreuliche Anwandlungen von Undankbarkeit gezeigt. Und so ist Aussicht vorhanden, daß die Sozialisten, die in einem arbeitsfähigen Parlament sitzen, ihrer antiliberalen Bestimmung bewußt werden, sich jeder Sentimentalität für Herrn Benedikt, der sie gefördert, und Herrn Scharf, der einen eigenen Wahlauf Ruf für sie erlassen hat, entäußern und das schmachliche Wahlbündnis schmachlich vergessen werden. Sollten die Christlichsozialen sich nicht entschließen können, endlich den Ernst und die Fähigkeit zu sachlicher Arbeit zu beweisen und dem Schlagwort: Sozialpolitik ist Antisemitismus, die Parole: Antisemitismus ist Sozialpolitik! entgegenzustellen, dann ist einer »Wiedergeburt des Liberalismus« und dem wiederkehrenden Chaos der Korruptionswirtschaft gegenüber die letzte Hoffnung der ehrlichen Leute: Der Undank der Sozialdemokratie.



FUSION

Der »alten, soliden« *Niederösterreichischen Escomptegesellschaft* pflegte die jobbernde Jugend unserer Finanzwelt mit ehrerbietigem Lächeln zu gedenken: Vornehmheit des Alters, aber auch ein wenig Altersschwäche. Am stillen Altwiener Hause auf der Freieung sah man die Fensterritzen stets sorgfältig verstopft, damit der Zug der Zeit nicht hineindringe. Drinnen sitze, so vernahm man, der Generaldirektor Rechnitzer pflichteifrig tagaus tagein die Bürostunden ab, um am Schlusse des Jahres ein fürstliches Ruhegehalt einzustreichen. Ein jüngerer Gehilfe, Direktor Krasny, repräsentierte die Gesellschaft mit Modewesten und bunten Krawatten, etwas parvenümäßig, aber lebenswürdig bescheiden. Man wußte, in der Vergangenheit der Niederösterreichischen Escomptegesellschaft gibt es einige dunkle Punkte, aber niemand hätte davon sprechen und die alte Dame kränken mögen. Langjährige Aktionäre entsinnen sich noch der Generalversammlung vom 26. Februar 1881; da war der Aktionär Dr. Josef Scheimpflug, ehemals stellvertretender Direktor des Unternehmens als ernster Mahner und Ankläger aufgetreten. Er beklagte die Vernachlässigung des soliden Depositen— und Eskomptegeschäftes. Nicht das Sinken des Zinsfußes sei schuld daran, daß man am Escompte so wenig verdiene; denn bei einem viel tieferen Zinsfuß verdienten doch die englischen Banken beträchtliche Dividenden. »Ist der Escompte niedrig, so sind auch die laufenden Gelder billiger. Nicht die absolute Höhe des Escomptes, sondern das Verhältnis zwischen Escompte und der Höhe der Passivzinsen ist nebst dem Umfang des Geschäftes und der Größe des Gewinn gewärtigenden Aktienkapitals für die Höhe der Dividende entscheidend.« Aber die Niederösterreichische Escomptegesellschaft war schon damals nicht mehr das, was ihr Name besagt. Im Jahre 1866 hatte sie die Schnappersche Wechselstube erworben und arbeitete seither mit einem immer größeren Teil ihres Kapitals im Börsengeschäft. Von dem Reinertrag der Wechselstube erhielten deren früherer Besitzer, Herr Schnapper, und ihr Leiter, Herr Adolf Landauer, in den Jahren 1866—1877 vertragsmäßig 50 Prozent. Als der Vertrag ablief, überließ man es dem Verwaltungsrate, mit Herrn Landauer ein neues Übereinkommen über die Entlohnung seiner weiteren Tätigkeit als Leiters der Wechselstube zu treffen. Und da Herr Landauer nicht nur Sitz und Stimme, sondern auch zwei Verwandte, die Herren Schnapper und Boschan, im Verwaltungsrat hatte, da auch der Generaldirektor der Escomptegesellschaft, Herr Dr. Bunzl, ihm verschwägert war, fiel jenes Übereinkommen begreiflicherweise nicht zu gunsten des Unternehmens aus. Sein Inhalt ward den Aktionären verschwiegen, und falls nicht Dr. Bunzl dem jüngst erteilten Rat und Wunsch Moriz Benedikts folgen und »die Geschichte der Niederösterreichischen Escomptegesellschaft schreiben« wird, werden sie niemals den Betrag erfahren, um den sie damals geschädigt wurden. Die Darlegung dieser Verhältnisse durch den Aktionär Dr. Scheimpflug tat keine Wirkung. Man bestrafte den unliebsamen Ankläger mit der Kündigung des Kontos, das er bei der Niederösterreichischen Escomptegesellschaft gehabt hatte, und über die Geschäftsführung herrschte von nun an Stille. Noch einmal ward diese peinlich durch den Knall

des Pistolenschusses gestört, mit dem der Direktor Jauner seinem Leben ein Ende machte. Aber die Aktionäre wußten ihre Angelegenheiten in guten Händen, in jenen eines Herrn Pollak nämlich, der sich als Generaldirektor große Verdienste — man spricht von fünf Millionen — um die Gesellschaft und schließlich auch das Inkognito »v. Borkenau« erworben hat. Aufsehen erregte es dann vor sieben Jahren, daß der Vizedirektor Otto Wittelshöfer plötzlich die sitzende Lebensweise im Büro nicht mehr vertrug und sich zeitweise auf der Ringstraße in Gesellschaft der Herren Doktor Victor Adler und Pernerstorfer, die einen langen Zug sozialdemokratischer Arbeiter führten, Bewegung verschaffen zu müssen glaubte. Der Verwaltungsrat mißbilligte diese Vergnügungssucht des Vizedirektors und gab ihm nebst einer lebenslänglichen Pension die Freiheit von jeder weiteren Tätigkeit für das Institut, eine Freiheit, die Herr Wittelshöfer in der Folge freilich seltener zu Ringstraßen—Spaziergängen und öfters zur Abfassung von Artikeln für den Economisten benützt hat.

An die Generalversammlung des Jahres 1881 fühlt man sich erinnert, wenn man die Berichte über die außerordentliche Generalversammlung der Niederösterreichischen Escomptegesellschaft vom 9. Jänner 1901 liest, die den Plan einer Fusion mit der Böhmisches Escomptebank genehmigt hat. Wieder trat ein ehemaliger Direktor des Unternehmens gegen die Verwaltung auf, und wenn sein Vorgänger vor zwei Dezennien »etwas faul im Staate Dänemark« gefunden hatte, sprach Herr Wittelshöfer von »Gestank und rußigen Händen«. Nur eines blieb diesmal unklar. Man hat 1881 nach der Rede des Herrn Dr. Scheimpflug den Zusammenhang zwischen der Bilanz der Gesellschaft und den verwandtschaftlichen Gefühlen der Herren Dr. Bunzl, Schnapper und Boschan für Herrn Landauer wohl begriffen; aber man konnte neulich nach Herrn Wittelshöfers Ausführungen zwischen der Neigung einer Spekulanten-Gruppe zu einem Griff in die Kassen der Escomptegesellschaft und der Bereitwilligkeit der Herren Rechnitzer und Krasny, diese Kassen zu öffnen, das Bindeglied nicht finden. Herr Wittelshöfer war eben bloß über die bisherigen Beziehungen der Jobber Feilchenfeld und Kestranek zur Böhmisches Escomptebank, nicht aber darüber informiert, wie weit sich auch die Niederösterreichische Escomptegesellschaft bereits mit diesen Herren eingelassen hat. Er wußte nicht, daß ein illegitimes Verhältnis, dessen Folgen jeden Tag eintreten können, jetzt legitimiert werden soll. Die Aktien der Böhmisches Escomptebank, die nächstens gegen Aktien der Niederösterreichischen Escomptegesellschaft ausgetauscht werden sollen, liegen längst in deren Kassen; sie wurden jenen Spekulanten nebst Tausenden von Montanaktien mit Beträgen lombardiert, die alle flüssigen Mittel der Escomptegesellschaft erschöpft haben und die heute durch den Verkauf der Aktien, der einen Krach herbeiführen müßte, nicht hereingebracht werden können. Die Niederösterreichische Escomptegesellschaft hat sich verrannt, und der hilflose Herr Rechnitzer wird Herrn Feilchenfeld, der ihn in die Sackgasse geführt hat, Dank wissen, wenn er ihm wieder heraushilft.

Ob jener Teil der Journalistik, der die Abmachungen zwischen der Niederösterreichischen Escomptegesellschaft und der Böhmisches Escomptebank bekämpfte, wirklich im Auftrag der Rothschild—Gruppe gehandelt hat, wie sonst eingeweihte Leute behaupten, vermag ich nicht zu entscheiden. Bei den kleinen Blättern, die ihre oppositionelle Haltung auch heute noch nicht aufgegeben haben, scheint mir eine plausiblere Erklärung darin zu liegen, daß der »Amerikaner« Wittgenstein stets das Barnum—Prinzip befolgt hat, nur die Großen zu besolden und sich um kleine Schreier nicht zu kümmern. Nur der Geriebenheit des Herrn Glogau ist es gelungen, der 'Wiener Allge-

meinen Zeitung' die lange schmerzlich entbehrten Pauschalien der Montan-
gruppe zu erobern, und er hofft noch immer, daß sein Antrag, ihr den ganzen
finanziellen Teil zu verpachten, schließlich angenommen werden wird. Die
großen Blätter aber, die sich anfangs unfreundlich gegen die Niederösterrei-
chische Escomptegesellschaft benahmen, sind durch Erklärungen des Herrn
Rechnitzer noch vor der Generalversammlung »voll befriedigt« worden. Di-
rektor Rechnitzer, den der streng logische Herr Wittelshöfer mit der Erklä-
rung: »Sie haben mich nicht überzeugt!« verließ, scheint bei dem phantasie-
reichen Moriz Benedikt und einigen seiner Kollegen — wohl mit Argumenten
ad hominem — besseren Erfolg erzielt zu haben. An der Wiener Börse sah
man in letzter Zeit die Direktoren der Escomptegesellschaft jeden Augenblick
im intimen Gespräch mit irgendeinem Börsenjournalisten, und Eingeweihte
behaupteten, der ehrgeizige Herr Krasny wolle Arm in Arm mit dem Regie-
rungsrat Neumann vom 'Fremdenblatt' das eben anbrechende Jahrhundert *in*
den Schranken fordern ... Herr Otto Frischauer aber, der Besitzer des 'Wiener
Tagblatt', der ursprünglich die Herren Wittgenstein, Kestranek und Feilchen-
feld »auf die Anklagebank« gewünscht hatte, schwieg plötzlich mit einer
Würde, die den Eindruck erwecken mußte, die Leiter der Escomptegesell-
schaft hätten eine viel größere Summe gebüßt als Herr Gregorig, der neulich
verurteilt wurde, weil er Herrn Frischauer »*Maul halten!*« zugerufen hatte ...

Aufrichtige Befriedigung hat die Generalversammlung vom 9. Jänner
nur in Prag geweckt. Man erfuhr dort mit Staunen, daß die Böhmisches Es-
comptebank das Muster eines vornehmen und liquiden Unternehmens sei.
Daß sie an den großen Eisengesellschaften so viel verdient, wie Herr Rechnit-
zer behauptet, glaubt man dort freilich nicht. Von solchen reichen und mächtigen
Kunden haben die Banken noch niemals so viel Gewinn gezogen wie ihre
Direktoren, die sich die Börsentips zunutze zu machen wissen. Daß sich Herr
Feilchenfeld seine Millionen nicht vom Gehalt und den Tantiemen zurückge-
legt hat, die er als Direktor der Böhmisches Escomptebank bezog, hält man in
Prag für ausgemacht Die Hauptquelle der Gewinne der Böhmisches Es-
comptebank ist vielmehr das Börsenspiel in ihren Filialen in Aussig, Teplitz,
Karlsbad etc. In diesen böhmischen Städten jobbert alles und zahlt Wucher-
provisionen. Aber wer weiß, wie nahe der Tag ist, an dem die Provinzkaufleu-
te nebst anderen Kulturbotschaften auch die Lehre vom Differenzeinwand
vernehmen und ihre Depots zurückfordern werden! Dann wird das halbe Kapi-
tal der Böhmisches Escomptebank verloren sein, und mit der anderen Hälfte
wird man wenig anzufangen wissen. Die böhmischen Feudalherren, denen die
Escomptebank leiht — einer allein schuldet ihr etwa eine Million Kronen, also
einen hübschen Teil ihres geringen Kapitals — sind zwar »gut«; aber in Kri-
senzeiten vermag auch der reichste Landmagnat große Beträge nicht aufzu-
bringen. Bleibt nur die Hoffnung, daß von dem reichen Agiogewinn, der bei
der Kapitalsvermehrung, wenn alles gut geht, der Niederösterreichischen Es-
comptegesellschaft zufließen wird, auch etwas der Böhmisches Escompte-
bank zugute kommen müsse. Man harrt in Prag mit nicht geringerer Span-
nung als in Wien der Entscheidung unserer Regierung. Darf man hoffen, daß
unsere strenge Staatsaufsicht ihren bei der Länderbank und anderwärts er-
probten Scharfblick auch diesmal nicht verleugnen wird? Nur einen Wunsch
noch — es ist der Herzenswunsch der leitenden Persönlichkeiten, den ich aus-
plaudere —: man möge diesen Herren *rechtzeitig* einen Titel geben, der ihnen
verbleibt, wenn Gesundheitsstörungen ihnen die weitere Tätigkeit als Leiter
der Niederösterreichischen Escomptegesellschaft einmal verleiden sollten. Es
schaut nicht gut aus, wenn *jedesmal* die Verleihung des Hofratstitels später
erfolgt als die Entdeckung des Abgangs einiger Millionen ...

* * *

Bankhaus Wotan & Comp

Die Deutschnationalen haben auf allen Linien gesiegt, und als tüchtiger Feldherr beschloss K. H. Wolf, dem geschlagenen Feinde keine Zeit zur Sammlung zu gönnen, ihm unverzüglich bis an seine letzte Zufluchtsstätte nachzusetzen. Die Juden mußten ganz vernichtet werden. K. H. Wolfs wilde, verwegene Schar hatte im Sturm die Wahlbezirke der judenfreundlichen Deutschfortschrittlichen in Böhmen erobert, aber der Führer weiß wohl, die stärkste Position der Judenschaft ist die Börse. Nun galt es, sie auch von dort zu vertreiben. Ein Feldzug der Deutschnationalen ward gepredigt: gegen die Börse? Nein, weiter: an die Börse. Am Abend des 8. Jänner verkündet eine Extra—Ausgabe der 'Ostdeutschen Rundschau' den Getreuen die Siege in den Sudetenländern. Am unteren Rand der Seite steht in fetter Schrift: »Wir bitten die Rückseite zu beachten!« Und wenn der Leser gehorsam das Blatt wendete, las er in überlebensgroßen Buchstaben: »Das *in nationalen Kreisen bestens bekannte Bank— und Wechselhaus Th. J. Plewa & Sohn* (gegründet 1856)« wird empfohlen. »Börsenaufträge für alle Börsen werden bestens ausgeführt.« Mächtige Aufregung ergriff das deutschnationale Lager. Wie leicht hätte man über dem Wahlsieg seine Ausnützung vergessen können! Unruhige Fragen schwirrten hin und her: Die Büros von Plewa und Sohn sind wohl schon geschlossen? Es ist ja neun Uhr abends. Wenn man nur morgen früh noch zurechtkommt. Werden Kreditaktien »auf die Wahlen in Böhmen flau« sein? Soll man Rente geben? Mairente oder Kronenrente? Man mußte telephonisch bei der 'Ostdeutschen' anfragen, wie morgen der Leitartikel sein wird. Wenn Wolf obstruktionslustig ist, dann glaubt die Börse nicht mehr an Investitionen. Ich geb' Alpine. Heil Schönerer! Heil Wolf! Heil Plewa! (gegründet 1856). Wir haben den »eisernen Ring« von Tschechen, Polen und Römlingen zerschlagen. Jetzt laßt uns den Ring von Gold gewinnen, den Schottenring! Wir fürchten niemanden auf der Welt, auch nicht die Gegnerschaft des Goldes. Ein wackerer deutscher Mann steckt jeden Gegner in die Tasche.

Sicherem Vernehmen nach soll außer dem Jahrestag der Schlacht von Sedan und den Geburtstagen Bismarcks, Schönerers und Wolfs auch der Jahrestag der Gründung, der Firma Th. J. Plewa & Sohn (Bank— und Wechselhaus, gegr. 1856) als nationaler Feiertag der Deutschen in der Ostmark erklärt werden. Die Frage aller »Interessenten« aber wird von nun an nicht mehr lauten: Wie ist die Lage der Deutschen in Österreich?, sondern: »Wie hoch notiert Ostmark?«

* * *

Alexander von Serbien hat die Session der Skupschtina mit einer Thronrede eröffnet, in der er seiner Freude darüber Ausdruck gab, daß sein Vater endgültig das Land verlassen hat. An einer solchen Gefühlsäußerung wird kein Mensch in der weiten Welt Anstoß nehmen, und sogar die Besucherinnen des »Wiener Ballhaus« werden es nach den traurigen Erfahrungen, die sie gerade jetzt wieder mit dem königlichen Vater machen, begreifen, daß jeder, der der gefährlichen und kostspieligen Nähe dieses Menschen nicht mehr ausgesetzt ist, ein Gefühl der Erleichterung empfinden muß. Die einzige Horizontale, die nach wie vor auf Milan gut zu sprechen ist, ist die 'Neue Freie Presse', vielleicht weil sie die einzige ist, die er in seinem reichbewegten Le-

ben nicht um den Schandlohn geprellt hat. Sie beklagt es, daß man ihm in Serbien so übel mitgespielt hat; aber sie tröstet sich mit dem Bewußtsein, daß sie ihn jetzt in ihrer nächsten Nähe habe. Ihr alter Kunde — daß er ein fauler Kunde ist, sieht sie nun und nimmer ein — hat seine Zelte bekanntlich in unserer Mitte aufgeschlagen, von der Johannesgasse in die Fichtegasse ist nur ein Katzensprung, und das zu liberaler Denkungsart erwachte Wien nimmt an den Beziehungen, die da am helllichten Tage gesponnen werden, keinen Anstoß. König Alexander hat sein Land zu der Entfernung Milans beglückwünscht, und Österreich betrachtet seine Nähe als eine stolze Errungenschaft. Mindestens jenes offizielle Österreich, dessen Meinung die Herren Goluchowski und Doczi durch die 'Neue Freie Presse' vertreten lassen. Und da gab's denn am Sonntag, dem 13. Jänner, eine große Rührszene. »Vater und Sohn« war der Artikel betitelt, und mit den gewissen Sonnenthal—Tönen machte die 'Neue Freie Presse' für den in Serbien mißachteten Vater das Recht auf »Pietät« geltend. Sie erinnert daran, daß das »Ehre Vater und Mutter« auch im Herrscherhause Geltung haben müsse, vergißt aber, daß schon Anzengruber an das vierte Gebot die Bedingung geknüpft hat, daß die Eltern »danach sein müssen«. Sie nennt das Verhältnis, das sich in der Familie Obrenovich zwischen Vater und Sohn herausgebildet hat, »ein höchst beklagenswertes«, und spricht von einer »peinlichen Mißempfindung«, die die Äußerung des Sohnes über den Vater erregen müsse. Also: Mehr Pietät für Milan! Und wenn der Herzensfonds Alexanders mehr Pietät für Milan nicht aufbringen kann, so soll in Zukunft wenigstens sein Preßfonds mehr Pauschalien für die 'Neue Freie Presse' aufbringen!

* * *

In Nr. 41 der 'Fackel' ward der schwunghafte Handel geschildert, der von unserer Korruptionspresse mit Kaiserworten getrieben wird, mit den Worten nämlich, in denen der Monarch beim Rundgang durch eine Ausstellung Industriellen und Gewerbetreibenden seine Anerkennung ausspricht. »Kaum hat der Kaiser« schrieb ich damals, »die Ausstellung, verlassen, so stürzt bereits ein Heer der tüchtigsten Erpresser, Reporter und Administrationsbeamte, auf den Aussteller zu: und nun geht das Feilschen los. Wer nichts zahlt, wird nicht erwähnt. Wer aber um jeden Preis erwähnt werden will, kann tatsächlich um jeden Preis erwähnt werden. Bei höherem Preise erhält er mehr Raum im Berichte zugewiesen. Demgemäß müssen natürlich auch die Kaiserworte redigiert werden. Wenn der Kaiser gesagt hat: 'Das ist schön!', so ist der Bericht verhältnismäßig billig. Will man drucken lassen, daß der Kaiser den Ausspruch tat: 'Das ist schön, wirklich schön!', so muß man etwas draufgeben. Wesentlich teurer ist es schon, wenn zwei verschiedene Adjectiva mitgeteilt werden sollen, z. B. 'Das ist sehr schön und praktisch!', am teuersten aber, wenn auch die Erwiderung des Ausstellers und eventuell ein zweiter kaiserlicher Ausspruch veröffentlicht wird.«

Der abscheuliche Handel mit Kaiserworten blüht seit damals üppig weiter. Nach der Eröffnung der letzten Interieur—Ausstellung ist es sogar vorgekommen, daß Gewerbetreibende »angesprochen« erschienen, die mangels eines Frackes überhaupt nicht in die Lage gekommen waren, dem Kaiser vorgestellt zu werden. Sie hatten Bestandteile einer Wohnungseinrichtung geliefert, deren Schöpfer in Wirklichkeit die Summe des kaiserlichen Lobes erntete, das die Blätter an seine Mitarbeiter geschickt verteilten. Er hatte die Zustimmung, das ihm gespendete Lob des Kaisers den Zeitungen zu honorieren, zurückgewiesen und wurde deshalb überhaupt nicht genannt. Dafür ließ ein

anderer Aussteller ein Kaiserwort mehrere male »einrücken«. Nach dem großen Ausstellungsbericht konnte man in den Blättern, z. B. in der 'Wiener Allgemeinen' (14. Dezember) noch die nachstehende separate Notiz lesen:

Anlässlich des Besuches des Kaisers in der Weihnachts—Ausstellung des Österreichischen Museums wurde der Inhaber der Pelzwarenfirma J. Toch vom Kaiser durch eine Ansprache ausgezeichnet. Der Kaiser, welchem die Größe und Schönheit eines prachtvollen Eisbären auffiel, machte zu Herrn Toch die Bemerkung: »Ja, ja. Ich hätte nie gedacht, daß es Eisbären von solcher Größe gibt.«

Man kann nun die hundert Gulden, die diese Notiz gekostet hat, gegen einen wetten, daß der Kaiser in dieser Form und in diesem nachdenklichen Tonfall die Bemerkung nicht gemacht hat. Auch ist es unmöglich, daß der Monarch die Größe der Eisbären Herrn Toch als ein Verdienst anrechnet. Aber der Pelzhändler war eben generös und legte der günstigsten Redigierung des Kaiserwort kein Hindernis in den Weg ...

Nicht nur Ausstellungen, auch Bälle eignen sich vortrefflich zur Ausführung von administrativen Raubzügen. Und gar erst ein Hofball! Hier bleibt es vor allem der journalistischen Kunst überlassen, die Reklame möglichst graziös und gelinde mit der Person des Kaisers zu verknüpfen. Da ist z. B. das 'Neue Wiener Journal' vom 11. Jänner: Ein Hofballbericht mit einer schier unübersehbaren Reihe von hochadeligen Namen. »Als erstes Paar treten Erzherzogin Elisabeth Marie mit dem Garde—Oberleutnant Grafen Peter Szechenyi an.« »Die Erzherzogin sah in ihrer duftigen Toilette reizend aus.« Nun glaubt jeder Leser bereits, daß eine Empfehlung des Modesalons kommt, der die Toilette geliefert hat. Weit gefehlt! Der Blick des Reporters schweift nach subtileren Dingen:

In den Tanzpausen wurde im Foyer dem Buffet lebhaft zugesprochen. *Bemerkt wurde*, daß, während im Vorjahre die Hofküche alles Gebäck geliefert hatte, *diesmal, und zwar auf speziellen Wunsch des Kaisers*, auch »Ankerbrot« Verwendung fand.

Es steht einem der Puls still. Und ich selbst hätte es nicht für möglich gehalten, wenn ich's nicht mit eigenen Augen gelesen hätte. Den Kaiser läßt man »Ankerbrot« empfehlen, während die jüngeren Erzherzoginnen — wir halten schon bei der zweiten Quadrille — dem Tanze »eifrig huldigen«



HEINRICH IV.

»Im Hofburgtheater werden Montag den 14. Jänner zur Erinnerung an den 279. Geburtstag Molières die beiden Komödien 'Der Misanthrop' und 'Der Tartüff' in Ludwig Fuldas deutschen Versen gegeben.«

Diese Meldung hatte vor einiger Zeit Herr Schlenther in die Wiener Zeitungen versendet, und einige druckten sie ab. Man erkannte, freudig, daß in dem Direktor des Hofburgtheaters, den man längst an Koppel—Elfeld und Triesch verloren wähnte, das künstlerische Gewissen mit unverminderter Stärke schlägt. Herr Schlenther trägt literarischen Bedürfnissen und allent-

halben auch literarischer Pietät Rechnung und würde sich eher die Hand abhacken lassen, bevor er an dem Tage, an dem ganz Wien sich erinnert, daß vor 279 Jahren Moliere geboren wurde, wertlosen modernen Plunder aufführte. Nun könnte man freilich einwenden, solche Gelegenheit, den feinfühligsten Mann zu spielen, gebe es jeden Tag im Jahre, und wenn Herr Schlenther nur konsequent sei, könnte er jeden Tag in einen Tag der Weihe verwandeln. Wenn man bedenkt, daß außer Moliere auch noch Shakespeare, Hebbel, Kleist, Goethe, Schiller, Lessing, Racine, Calderon, Gutzkow, Ludwig, Grabbe, Grillparzer, Anzengruber, Raimund, Bauernfeld und viele andere Dramatiker je einmal im Jahre ihren Geburtstag und je einmal im Jahre ihren Todestag haben, so hat ein Theaterdirektor, der zu einer interessanten Aufführung erst des pietätvollen Anlasses bedarf, die bequemste Anleitung für ein ernstes und einer Hofbühne würdiges Repertoire. Aber Herr Schlenther fühlt sich nur am 279. Geburtstage Molieres in gehobener Stimmung. Und vielleicht schob er auch den nur vor und dachte einzig und allein Herrn Fulda eine Geburtstagsüberraschung zu bereiten. »Heinrich IV.« ließ er in Szene gehen, ohne die Aufführung als »nachträgliche Feier von Shakespeares 336. Geburtstage« auszugeben. Solches hätte ihm auch niemand geglaubt; denn die Reprise schien eher dafür zu sprechen, daß Herr Schlenther sich an das Geburtsdatum Dingelstedts erinnert hatte, für dessen Manen unser Burgtheaterleiter eine seltene Pietät zu erübrigen scheint. Dann hat er jedenfalls einer zweifachen Pietät genügt; ich weiß es nicht, ob es historisch stimmt: aber das Geburtsdatum des Freiherrn von Dingelstedt ist immer noch das Todesdatum Shakespeares gewesen ¹.

Und so war's auch diesmal wieder. Herr Schlenther glaubt weiß Gott welche dramaturgische Tat zu verrichten, wenn er die beiden Teile »Heinrichs IV.« in das Repertoire des Burgtheaters, aus dem sie nie hätten verschwinden sollen, »einfügt«, und er hält es für eine Restaurierung, wenn er den Prinzen Johann mit Herrn Frank und den Lord Hastings mit Herrn Paulsen besetzt. Aber anstatt das Dingelstedt'sche Verbrechen am Dichtergeiste, das durch zwei Dezennien geduldet war, zu sühnen, läßt er es zum Schrecken aller Leute, die die Königsdramen je gelesen haben, von neuem begehen. Wenn der unerbittliche Literaturrichter Schlenther, der einst in der 'Vossischen' über Schönthans »Renaissance« den Stab gebrochen hat, jeglichem Lustspieltand und selbst der »Renaissance« zur Aufführung hilft, so mag er sich auf den Pöbelgeschmack ausreden, der solche Opfer erheischt, und man wird, wiewohl ein subventioniertes Hoftheater sich gewiß nicht erniedrigen muß, um leben zu können, den freiwillig Abhängigen bedauern und entschuldigen. Was aber entschuldigt den tatkräftigen Mann, der endlich so tut, als ob er die Pflichten eines Burgtheaterleiters erkannte, und bei der »Erneuerung des klassischen Besitzstandes« die alte Methode kunsttötender Lässigkeit beibehält. Ein homo illiteratus wie Herr Burckhard mußte vor zehn Jahren, da er an die Wiederaufnahme einiger Königsdramen schritt, nicht erkennen, daß der Geist, den sie in der Burgtheaterfassung enthielten, vom Geiste Dingelstedts und nicht shakespearisch war. Herr Burckhard mußte nicht wissen, daß König Heinrich nicht auf der Szene unter Glockengebimmel und dem Geheul der Familie und Dienerschaft stirbt, sondern daß er sich in das Jerusalem—Zimmer des Palastes tragen läßt, um dort zu enden. Herr Burckhard brauchte nicht zu ahnen, daß hier Herr Dingelstedt »Stimmung« hinzugeflickt hatte, und konnte wirklich glauben, daß die Musik des alten Sulzer, unter deren Tönen Heinrich IV. verscheidet, unbedingt zu dem Shakespeareschen Libretto

1 Stimmt nicht

gehöre. Und Herr Burckhard durfte auch annehmen, daß das Volksgebrüll »Hoch König Heinrich V.« am Schlusse der Dichtung ein von Shakespeare beabsichtigter Effekt sei. Nicht so Herr Schlenther. Ihm mußte dies und jenes auf den Proben widersinnig, plump und geschmacklos scheinen; er konnte sich denken, daß auch Shakespeare das Meisterstückchen zustandegebracht hätte, den mürben Heinrich auf der Szene »sterben« zu lassen, beweint von zahlreichen Freunden und Verwandten, umgeben von den tieftrauernd Hinterbliebenen des Hauses Lancaster. Aber er wollte nicht und hat so sinnige Drapierung geflissentlich dem tragischen Tapezierer Freiherrn von Dingelstedt überlassen. Herr Schlenther durfte auch wissen, daß die Dichtung vorwiegend lyrisch ausklingt, wiewohl es dem Verfasser, der so vieles konnte, gewiß ein Leichtes gewesen wäre, den eben gekrönten fünften Heinrich noch einmal aus der Westminsterabtei herauskommen und das versammelte Volk zu tosenden Hochrufen animieren zu lassen. Er wollte nicht, ließ den Lord Oberrichter und Johann von Lancaster allein auf der Szene und schloß das Drama, indem er diesen zu jenem noch sagen ließ:

Was wettet Ihr? Wir tragen nun noch heuer
Das Bürgerschwert und angeboren Feuer
Bis Frankreich hin: es sang ein Vogel so,
Des Ton, so schien's, den König machte froh.
Kommt, wollt Ihr mit?

Das Publikum soll eben, da der junge König in der Krönungskirche verschwunden, Falstaff und Genossen verduftet sind, nichts weiter mehr als die beherzte Ankündigung ruhmreicher Waffentaten vernehmen. Solche Perspektive auf eine ernste Regierung nach einer leichtsinnigen Jugend genügt, und es bedarf nicht des zuversichtlichen Volksgebrülls, in dem der von Herrn Frank tonlos gestöhnte Epilog untergeht ... All dies mußte Herr Schlenther auf den Proben erkennen, all dies mußte sein literarisches Gefühl, wenn er eines hat, beleidigen, und mit raschem Entschluß mußte er das unvergleichliche Gedicht von dem geisttötenden Dingelstedt'schen Pomp erlösen. Aber Herrn Schlenthers Devotion scheint sich eben auch auf verstorbene Hoftheater—Intendanten zu erstrecken; und so wagte er es nicht, an Dingelstedt zu rühren. Es ist aber wahrlich keine Heldentat, in der Direktionsloge zu sitzen, auf die Urkräfte, die dem alten Baumeister—Falstaff die schlechtesten Burgtheaterzeiten nicht verderben konnten, stolz zu sein und sich zu freuen, daß Thimigs Schal zu einer Humorgestalt allerfeinster Art herangereift ist. Herr Burckhard kann doch wirklich nichts dafür, daß zu seiner Zeit Ernst Hartmann, der Vielgeschmähte, ein unvergleichlicher Heinz war, dessen Sonne noch heute die Stelle bestrahlt, an der sich die neurasthenische Puppe Kainz mit equilibristischen Zungenkünsten aufspreizen darf.

Ich will den heimlichen Zweck eingestehen, den ich im Auge hatte, als ich mich entschloß, die Vorstellung des zweiten Teiles von »Heinrich IV.« zu besuchen. Die Tat eines kühnen Neuerers und Rüttlers an einer Tradition, die nicht die beste Burgtheatertradition ist, hatte ich von Herrn Schlenther nicht erwartet. Aber ich wollte mich überzeugen, ob er wenigstens gewisse unleidliche Einzelheiten, die vor zehn Jahren gestört hatten, beseitigt haben würde. Ich wollte — um es gleich herauszusagen — vor allem erfahren, ob Herr Sonnenthal als sterbender König in dem Verse »Dein Wunsch war des Gedankens Vater, Heinrich«, noch immer mit dröhnender Stimme den *Vater* betont. Und Herr Sonnenthal hat mich nicht enttäuscht. Heinz nimmt die Krone von dem Kissen des schlummernden Königs und stammelt, da der todkranke Vater erwacht, die Worte: »Ich *dachte* nicht, euch noch einmal zu hören.« Der König aber wirft ihm den schon in weitesten Kreisen bekannten *Wunsch* (ihn nicht

mehr zu hören) vor. Herr Sonnenthal glaubt die bessere Wirkung seiner Tränenstimme zu finden, wenn er entgegen dem klaren Sinn des Wortes den Nachdruck auf den *Vater* legt. Heute wie vor zehn Jahren; unter Schlenther wie unter Burckhard.

Herrn Sonnenthals Instinkt, der seit jeher weniger dem Inhalt als der Klangfarbe eines Dichterwortes zustrebte, mag Recht behalten, und es könnte, da kein Hörer verstimmt wird und alle weinen, zu recht trüben Betrachtungen über Theaterwirkung im Allgemeinen und über die Bühnenmöglichkeit Shakespeare'scher Gedanken verleiten. Goethe hat gemeint, daß der Brite »durchaus an unsern innern Sinn spricht: durch diesen belebt sich sogleich die Bilderwelt der Einbildungskraft, und so entspringt eine vollständige Wirkung, von der wir uns keine Rechenschaft zu geben wissen ...« Betrachte man die Shakespeare'schen Stücke genau, »so enthalten sie viel weniger sinnliche Tat, als geistiges Wort. Er läßt geschehen, was sich leicht imaginieren läßt, ja, *was besser imaginiert* als gesehen wird«. Der Spieler Shakespeares befördert die Imagination nicht; aber er darf sie nicht hemmen wollen. Goethe meint, daß es »kein Unglück wäre«, wenn Shakespeare ganz von der deutschen Bühne verdrängt würde; »denn der einsame oder gesellige Leser wird an ihm desto reinere Freude empfinden«. Die Romantiker bekämpften diese Ansicht, wollten von Shakespeare kein Jota missen und griffen Goethe wegen seiner Empfehlung der Schröder'schen Bearbeitung an, die sich bloß an das Wirksame hielt und den Dichter so für das Theater jener Zeit rettete. Respektlosigkeit gegenüber Shakespeare konnte Goethen, der von ihm sagt, er »geselle sich zum Weltgeist«, auch der überhitzteste Schlegelianer nicht vorwerfen. Und Goethe, der Schröders *Lear*—Verstümmelung pries, hätte den Freiherrn von Dingelstedt für seine Vermessenheit sicherlich getadelt, die die Königsdramen zu einem Schaugepränge erniedrigt und »*Antonius und Cleopatra*« zum Ausstattungsballett mit Musik von Sulzer gemacht hat. »Niemand hat das materielle Kostüm mehr verachtet als er«, sagt Goethe; »er kennt recht gut das innere Menschenkostüm, und hier gleichen sich Alle«

Wo Herr Sonnenthal väterliche Herzens— und Schmerzenslaute ertönen lassen darf, ist er vortrefflich. Einige *Lear*—Szenen wird man ihm nie vergessen. Aber der Charakter wird nur zu oft von den Tränen aufgeweicht. Das ist bei Bolingbroke mehr als sonst fühlbar. In »*Richard II.*« vermag er den starren Streber überhaupt nicht zu fassen, im ersten Teil von »*Heinrich IV.*« ist er farblos, im zweiten spielt er einen zermürbten Greis, dessen physisches Leiden und zärtliche Sorge um seine Nachkommen Mitleid heischen. Heinrich siecht unter der Last einer usurpierten Krone dahin und war nie, wie einer seiner heutigen Kritiker wähnt, ein »Gewaltiger«. »Als die Totenglocken ertönten«, hatte Herr Kalbeck »das Gefühl, daß die zürnenden Mächte des Schicksals ihre Versöhnung mit ihm feierten.« Es gibt also noch Leute, denen Herr Dingelstedt etwas zu sagen wußte; eine so mächtige Symbolik hat sich Shakespeare entgehen lassen und es vorgezogen, das Ableben eines ränkevollen Emporkömmlings klanglos hinter die Szene zu verlegen. Herr Sonnenthal freilich kommt weder Shakespeare noch den Herren Kalbeck und Dingelstedt nahe. Heinrich IV. weint nicht nur, leidet nicht nur, sondern spricht auch die Worte:

» — — — Gott weiß, mein Sohn,
Durch welche Nebenschlich' und krumme Wege
Ich diese Kron' erlangt; — — —
— — — An mir erschien sie nur
Wie eine Ehr', erhascht mit heft'ger Hand;
Und viele lebten noch, mir vorzuhalten,

Daß ich durch ihren Beistand sie gewonnen,
Was täglich Zwist und Blutvergießen schuf.

— — — — —
All diese dreisten Schrecken, wie du siehst,
Hab' ich bestanden mit Gefahr des Lebens:
Denn all mein Regiment war nur ein Auftritt,
Der diesen Inhalt spielte.«

Herr Sonnenthal läßt höchstens die bürgerlichen Gewissensqualen eines morschen Mannes ahnen, der vielleicht einmal Bankdirektor war, als solcher nicht eine, sondern sechzehn Millionen Kronen stahl und von da an ein Leben führte, das täglich von Furcht und journalistischen Erpressern bedroht war — denn viele lebten noch, ihm vorzuhalten usw. —, bis er endlich zusammenbricht und dem Sohne den Raub als sichere Erbschaft hinterläßt:

» — — — denn was ich erjagt,
Das fällt dir nun mit schönem Anspruch heim.«

Noch da und dort ladet in Heinrich IV. der Allumfasser zu aktuellen Betrachtungen. »Shakespeare gesellt sich zum Weltgeist er durchdringt die Welt, wie jener, beiden ist nichts verborgen.« Er hat für alle Verhältnisse vorahnend Beispiele geschaffen. Seine Römer hat Goethe eingefleischte Engländer genannt, die aber freilich Menschen seien, Menschen von Grund aus, »und denen paßt wohl auch die römische Toga«. Sie könnten auch Österreicher sein. Und wenn Goethe die Anachronismen Shakespeares »höchst lobenswürdig« nennt und findet, daß gerade seine Verstöße gegen das äußere Kostüm seine Werke so lebendig machen, könnte man ihn dann nicht auch als vorwärtsschauenden Anachronisten gelten lassen? Kann sich die ewige Szene zwischen Falstaff und dem neugekrönten König, der sich stolz von einer in Saus verbrachten Jugend wendet, nicht immer wieder begeben? »Ich kenn' dich, Alter, nicht; an dein Gebet!« Was sind ihm heute seine Schwächen, die noch immer Falstaffs Stärke bedeuten? Das Verhältnis gab's immer; nur schade, daß man nicht immer seine Lösung erlebt hat, daß manchmal die Hoffnung eines Reiches begraben wurde, bevor es zu so entscheidender Auseinandersetzung wie zwischen Heinrich und Falstaff kam, und daß man bloß das betrüblichere Schauspiel genoß, wie unwürdige Gesellen, die eine teure Jugend überlebten, hergingen und mit Kronprinzenbriefen Erpressung trieben. Das hätte Falstaff in seinen schlimmsten Geldnöten nicht getan ...

* * *

Zwei Kritiker ¹

'Neues Wiener Tagblatt, 13. Jan.:
Deutsches Volkstheater. Der neue
Schwank von Gustav Kadelburg,
»Das Bärenfell«, geht von einem ei-
gentlich recht heiklen und häßlichen
Thema aus. — — — Aber Kadelburg
weiß mit lustigen Einfällen alles so
geschickt ins Harmlose zu wenden,
daß das Publikum gar nicht be-

'Neue Freie Presse', 13. Jan.:
Deutsches Volkstheater. Die Novitä-
ten kommen und gehen wieder sehr
rasch an dieser Bühne. »Der Tor und
der Tod« und »Die Pariserin« wur-
den nach wenigen Tagen abgesetzt,
und auch der heutige Schwank,
»Das Bärenfell« von Kadelburg, hat
keine Aussicht lang zu leben. — —

¹ Siehe Nr. 58 & 59

merkt, wie schlecht er im Grunde von den Menschen denkt. Es kommt eben schließlich alles immer nur auf die Technik an; Kadelburg könnte einem gewiß auch den »Lear« ganz amüsant machen, weil er es eben versteht, worauf man im Theater so viel Wert legt: niemals peinlich zu werden. Kaum will sich jemand besinnen, brennt er schon wieder einen Spaß ab. Dieser ist nicht immer ganz neu, aber man lacht; er führt ihn manchmal recht gewaltsam herbei, aber man lacht; er läßt ihn dann auch auf einmal wieder achtlos fallen — —, aber man hat gelacht. Und den meisten Leuten scheint das eben doch das Wichtigste, ja der eigentliche Zweck der dramatischen Kunst zu sein: sie wollen lachen, dazu ist ihnen jedes Mittel recht. Das Stück hat ihnen denn auch sehr gefallen, wozu freilich die angenehme Darstellung sehr viel tat.

*

Im Repertoire des Deutschen Volkstheaters stehen: »Der Star« und »Wienerinnen« von Hermann *Bahr*.

Ein ehrwürdiger Stoff, der nie roher angefaßt wurde, als nun durch Gustav Kadelburg. Dieser Autor erschien in letzter Zeit auch in Gemeinschaft mit Blumenthal vielen nicht sehr willkommen, allein und ohne dessen Aufsicht ist er völlig ungenießbar. Alle Darsteller — — gaben ihr Bestes; sie waren kaum weniger beklagenswert als das Publikum, dem man das zottige »Bärenfell« vorgesetzt.

*

Vom Repertoire des Deutschen Volkstheaters wurde längst abgesetzt: »Sophia Dorothea«, ein Schauspiel von Friedrich *Schütz*.

* * *

Bei der Feuerwehr—Zentrale kann jeder, der sich dafür interessiert, die folgende Tatsache erfahren: Am Freitag, 11. Jänner, brach in den ersten Nachmittagsstunden in Herrn Gabor Steiners Freudenhaus (Danzers Orpheum) unterhalb der Bühne ein Feuer aus, dessen Bewältigung die Löschmannschaft drei Stunden schwerer Arbeit kostete, und das, wenn es sich während der Vorstellung in Danzers Fuchsbau ereignet hätte, unsägliches Unheil hätte anrichten können.

Erinnert sich jemand, über dieses immerhin nicht unbeträchtliche Ereignis in einem einzigen Wiener Blatte auch nur eine Zeile gelesen zu haben?

Die Pauschalien sind vom Brande unversehrt geblieben. Das sagt alles. Herr Gabor Steiner ist Inserent und somit, wenn auch nicht vor Feuersgefahr, so doch vor dem Umsichgreifen einer Feuermeldung gesichert. Den Brand gelang es erst nach dreistündiger angestrenzter Arbeit zu unterdrücken; mit der Notiz ging das viel rascher.

Nun werden sich gewiß viele Leser sagen: Schmach genug, daß Journale, die mit einem Millionenbudget arbeiten, nicht Selbstachtung genug besitzen, um dem Direktor eines Tingl—Tangls lieber sein Inserat vor die Füße zu werfen, als die primitivste Pflicht dem Publikum gegenüber zu verletzen.

Brandartikel nach Scharf'schem Muster erwartet man ja in solchen Fällen ohnehin nur dann, wenn das Inserat *verweigert* wurde. Aber das mindeste, was man verlangen könnte, wäre, daß die Presse eine einfache objektive Registrierung der Tatsache dem Publikum nicht vorenthalte.

Wer so spricht, vergißt, daß die Erfindung Gutenbergs der modernen Publizistik den besten Nutzen dann bringt, wenn sie nicht angewendet wird. Als Kontrollapparat der Öffentlichkeit hat die Presse längst versagt. Sie gleicht eher einem Automaten: Gegen Einwurf der entsprechenden Münze gibt sie nichts heraus.

* * *

Liebe Fackel!

Herr Hofrat Staberl hat am Sonntag, dem 13. Jänner, als er über den Hofball plauderte, die jungen Damen unserer Aristokratie nicht nur gelangweilt, sondern auch in ihrer Ehre tief gekränkt. Er schrieb: »Heute noch junge Mädchen, und in wenigen Jahren wird man in den der vornehmen Gesellschaft gewidmeten Blättern rührende Familiengruppen finden, welche diese oder jene der *im letzten Fasching Bräute gewordenen Gräfinnen* als glückliche Mutter, umgeben von einer reizenden kleinen *Kinderschar*, darstellen.«

Eine Beleidigte.

ANTWORTEN DES HERAUSGEBERS

Criminalist. Sie fragen, was Herr Stukart bei der Verhaftung des Raubmörders Wanyek eigentlich zu tun hatte. Nun, ich glaube, er hatte nicht so sehr bei, als nach der Verhaftung nichts zu tun. Immerhin, er kam im Fiaker vorgefahren, repräsentierte »Chef der Criminalpolizei« und nahm alles selbst »in die Hand«. Auch der Spezialzeichner des 'Extrablatt' — dieses Schandblatt feierte wieder wahre Orgien des Blutrausches — war alsbald zur Stelle und nahm die historisch denkwürdige Szene auf: »Der Raubmörder Wanyek wird von dem kais. Rat Stukart verhört.« In der Tat: Der Raubmörder stand vor Stukart. Oder stand Stukart vor dem Raubmörder? Wer von beiden hatte in dem Moment sozusagen das stärkere »photographische Gefühl«? Ich glaube, Herr Stukart hat das Historische des Augenblicks intensiver empfunden; mindestens soll er, als der Porträtist des 'Extrablatt' kam, »ein freundliches Gesicht« gemacht haben. Minder freundlich dürfte das Gesicht seiner Vorgesetzten gewesen sein, als sie das anmutige Reklamebildchen im 'Extrablatt' gewahrten ...

Panama ... 1. Selbstverständlich. Ich bitte, mich zu besuchen.

Leser der 'Zeit'. Die gebührende Antwort muß nebst vielen anderen Notizen Raummangels halber für die nächste Nummer zurückbleiben.

Musiker. Herr Hofrat Hanslick schreibt über Webers »Overtura China«*s*, die die Philharmoniker jüngst zur Aufführung bringen sollten: »Passionierte Zeitungsleser hätten da leibhaftig unsere Truppen in Peking einrücken gesehen, an ihrer Spitze hoch zu Roß den Grafen Waldersee. SEIN GRÜNER FEDERBUSCH war ja NICHT ZU VERKENNEN.« Oh doch! Graf Waldersee trägt in China eine Uniform, die ihm der Kaiser eigens verliehen hat, und sonst trägt die preußische Generalität Roßhaarbüsche von weißer Farbe zur Parade Die Uni-

form eines österreichischen Generals hat aber der Graf Waldersee gewiß noch nicht getragen.

Artifex. Herr SERVAES übertrifft sich selbst. Wüstensand für Schnee, einen Sessel für eine Druckerpresse anzusehen, wäre ihm glücklich gelungen. Aber er beruhigt sich nicht bei diesen Erfolgen. Jetzt hat er einen Nachruf für Böcklin geschrieben, die »Toteninsel« gewürdigt und dabei von einem »weißen, ernsten Priester« gesprochen, den der Fährmann zur Ruhe führt. Er hält also die weiße Gestalt, die im Nachen zur Toteninsel geführt wird, für einen geistlichen Herrn im weißen Talar und erkennt nicht, daß der Künstler offenbar die ruhebedürftige Seele im weißen Faltengewande veranschaulichen wollte. Dafür scheint er aber Böcklin mit einem Leinenfabrikanten zu verwechseln; denn er spricht von der Leinwand, die Böcklin »von sich gegeben« habe.

Ängstlicher Aktionär der Escomptegesellschaft. Ja, es ist derselbe Dr. Max Strauß, der seinerzeit mit dem berühmten Strousberg die Unionbank zur Finanzierung des Baues der Nordostbahn veranlaßt hat, den sie mit einem Verluste von zehn Millionen bezahlte.

Herausgeber und verantwortlicher Redacteur: **K a r l K r a u s .**
Druck von Moriz Frisch, Wien, I., Bauernmarkt 3.

